

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 16

Artikel: Einer Mutter Sohn [Fortsetzung]

Autor: Viebig, Clara

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXV. Jahrgang

Zürich, 15. Mai 1932

Heft 16

Alle.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume.
Ich hob den Blick. In lichtem Wolkenraume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben
Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben,
Da breiteten sich unter tausend Händen
Die Tische, doch verdämmerten die Enden
In grauen Nebeln, drin auf bleichen Stufen
Kummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Lust umblaute
Ein unermesslich Mahl, soweit ich schaute,
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

C. F. Meyer.

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Wiebig.

(Fortsetzung.)

2

Schlieben saß in seinem Privatkontor in dem roten Lederstuhl, den er sich zur Bequemlichkeit hatte hier hineinstellen lassen, lehnte sich aber nicht an, sondern saß ungemütlich, gerade aufgerichtet, und sah aus wie einer, der eine unliebsame Entdeckung gemacht hat. Wie konnte das zugehen, daß der Junge Schulden gemacht hatte?! Bei so reichlichem Taschengeld?! Und dann, daß er nicht das Herz hatte, zu kommen und zu sprechen: „Du, Vater, ich habe zu viel ausgegeben, hilf mir heraus —, das war einfach unfasslich! War er denn ein so strenger Vater, daß der Sohn sich vor ihm fürchten mußte?

Trieb die Furcht die Liebe aus?! Er ging sein eigenes Verhalten durch; er konnte sich wirklich nicht den Vorwurf machen, zu streng gewesen zu sein. Wenn er auch nicht alle Zeit so nachgiebig gewesen war — zu nachgiebig — wie Räte, so hatte doch auch er dem Jungen immer und immer wieder zu zeigen geglaubt, daß er ihn lieb hatte. Und hatte er denn nicht auch — gerade in letzter Zeit — geglaubt, der Junge hätte auch ihn lieb? Lieber als früher?! Wolfgang war eben zu Verstand gekommen, hatte eingesehen, wie gut man's mit ihm meinte, daß er seiner Eltern lieber Sohn war, ihre wachsende Freude, ihre Hoffnung — ja, nun, da man alt gewor-

den war, die ganze Zukunft! Wie kam's, daß er lieber zu andern ging, zu Leuten, die ihn gar nichts angingen, und sich von denen borgte, anstatt den Vater zu bitten?!

Mit Betrübnis nahm Schlieben einen Brief von seinem Schreibtisch, las ihn, den er doch schon drei-, viermal gelesen hatte, noch einmal durch und legte ihn dann mit einer ärgerlichen Gebärde wieder zurück. Da schrieb ihm Braumüller, der kürzlich aus der Firma ausgetreten war und sich zur Erholung und zum Vergnügen in der Schweiz befand, der Junge hätte ihn schon wieder mal angepumpt. Nicht, daß er's ihm nicht gerne geben würde, es käme ihm ja gar nicht darauf an, aber er hielte es doch für seine Pflicht — und so weiter, und so weiter.

„Es kann nicht anders sein, lieber Schlieben, der Junge lumpet. Es ist mir höchst fatal, ihn zu verpezen, aber ich kann doch nicht länger warten, denn so gut wie er zu mir kommt, geht er auch zu andern. Und es wäre doch höchst peinlich, wenn der Sohn der Firma Schlieben u. Co., zu der ich mich immer noch in alter Anhänglichkeit rechne, etwa gar in der Leute Mäuler käme. Nimm's nicht übel, alter Freund! Was der Junge mir schuldet, schenke ich ihm; ich mag ihn gern und bin auch mal jung gewesen. Im übrigen bin ich ganz froh, daß ich keine Kinder habe, es ist doch ein verdammtes schweres Stück, eins zu erziehen. Leb' wohl, grüße Deine Frau vielmals, es ist herrlich hier.“ — — — — —

Mit gerunzelter Stirn starrte Schlieben über das Papier hinweg; dieser Brief, der so gut gemeint, so herzlich geschrieben war, tat ihm weh. Dass Wolfgang hierin so wenig Vertrauen zu ihm hatte! War er überhaupt nicht offen?! Schlieben erinnerte sich genau, daß Wolfgang als Kind immer wahr gewesen war, gerade heraus bis zur verlebenden Offenheit — ungezogen war er gewesen, aber nicht verlogen —, sollte er sich jetzt so verändert haben? Wie kam das, und woher?!

Der Vater beschloß, nichts von dem Brief zu erwähnen, wohl aber Wolfgang scheinbar gelegentlich — aber sobald als möglich — zu fragen, wie es denn eigentlich mit seinen Finanzen stünde? Da würde er ja hören!

Es drängte ihn förmlich zu dieser Frage, und doch brachte er sie nicht über die Lippen, als bald darauf Wolfgang ins Privatkontor trat, ohne vorher anzuklopfen, wie sie's doch alle taten, mit der ganzen unbekümmerten Sicherheit des Sohnes. Er setzte sich rittlings auf das Schreibpult

des Vaters, ganz achtlos, daß sein helles Beinkleid mit dem Tintenfaß in unliebsame Berührung kam. Draußen war helle Luft und eine höchst sommerliche Sonne; er brachte eine ganze Menge davon mit herein in den dunkel gehaltenen, fühlten und abgeschlossenen Raum.

„Ärger gehabt, Papa?“ Was der alte Herr wohl wieder für Grillen hatte? Oh, sicher nichts von Belang! Wie konnte man jetzt überhaupt Ärger haben in dieser kostlichen, wohligen Sommerszeit?!

Wolfgang liebte die Sonne; wie er sie als Kind angestaunt hatte in ihrem kleinen Abbild, der runden gelben Sonnenblume seines Gartchens, so freute er sich noch jetzt an ihr. Perlte der Schweiz in Tropfen auf seiner braunen Haut, dann schob er wohl den weißen Panama-hut ein wenig aus der Stirn zurück, aber nie ging sein Atem freier, leichter, unbeklemmter.

„Es war herrlich, Papa“, sagte er, und seine Augen leuchteten. „Erst geschwommen — was sagst du dazu, dreimal hintereinander die ganze Breite des Sees, ohne Pause hin und her, und wieder hin und her und wieder hin und her?“

„Viel zu anstrengend, ganz unvernünftig!“ Schlieben sagte es nicht ohne Besorgnis: Hoffmann war eigentlich gar nicht sehr dafür, daß der Junge schwamm!

„Unvernünftig, anstrengend?! Haha!“ Wolfgang amüsierte sich. „Das ist mir doch 'ne Kleinigkeit! Weißt du, eigentlich habe ich meinen Beruf verfehlt. Schwimmer, Reiter hätte ich werden sollen oder — Cowboy im wilden West!“

Er hatte es scherzend gesagt, ohne jede Absichtlichkeit, aber es wollte den Mann, der ihn mit plötzlich misstrauisch gewordenen Augen ansah, bedenken, als berge sich hinter dem Scherz ein Ernst, eine Anklage. Was wollte er denn, wollte er wie ein zügelloser Knabe ins Leben hineingaloppieren?!

„Nun, deine sportlichen Fähigkeiten werden dir ja schon zustatten kommen, wenn du deine Militärzeit abmachst“, sagte er fühl. „Vorderhand ist das wichtiger, was du hier zu tun hast. Hast du den Lieferungsvertrag für Weiß Gebrüder entworfen? Zeig' mal her!“

„Sofort!“

Wolfgang verschwand; aber es dauerte eine ganze Weile, bis er wiederkam. Hatte er jetzt erst rasch die ihm als dringend überwiesene und sorgfältig auszuführende Arbeit erledigt?! Die Tinte war noch ganz frisch, die Schrift, wenn auch leserlich, so doch sehr flüchtig; keine Kauf-

mannsschrift! Schlieben runzelte die Stirn, er war heute merkwürdig gereizt. Zu anderer Zeit hätte ihm die Geschwindigkeit, mit der der Junge die verabsäumte Arbeit nachgeholt hatte, gewissermaßen imponiert; aber heute ärgerte ihn die Flüchtigkeit der Schrift, die Tintensprißer am Rand, die ganze Nachlässigkeit, die ihm gleichbedeutend schien mit Interesselosigkeit.

„So, hm“ — er prüfte noch einmal kritisch — „wann hast du denn das gemacht?“

„Als du mir's auftrugst!“ Wolfgang sagte das so unverfroren, daß man unmöglich daran zweifeln konnte.

Schlieben schämte sich ordentlich: wie doch so ein Körnchen Misstrauen gleich aufgeht! Da hatte er dem Sohn wirklich unrecht getan! Aber das mit dem Gelde, das blieb doch nun einmal bestehen, darin war der Junge doch nicht offen und ehrlich gewesen! Es war dem Vater, als könne er dem Sohne von jetzt ab doch nicht mehr ganz trauen. —

Es war kaum Mittag, als Wolfgang schon wieder das Kontor verließ. Er hatte sich mit ein paar Bekannten verabredet, im Kaiserkeller unweit der Linden; ob er nun da frühstückte oder da, frühstückten mußte er doch; nur ein belegtes Brötchen, wie der Vater sich eins mitnahm, konnte ihm nach Schwimmen und Reiten nicht genügen.

Am Nachmittag zeigte er sich dann wieder eine Stunde im Bureau, aber schon im Tennisanzug, in den weißen Schuhen, den Schläger in der Hand.

Als Wolfgang heute den Sportplatz des Westens verließ, erhitzt und rot — sie hatten lange und hartnäckig gespielt —, um herüber nach dem Bahnhof „Zoologischer Garten“ zu gehen, stand er, schon im Eingang, zögernd. Es trieb ihn so gar nicht nach Hause. Sollte er nicht lieber noch einmal hinein in die Stadt fahren? Eigentlich lockte es ihn jetzt nicht in die Straßen, die die treibende Menge mit noch größerer Störfigkeit erfüllte, draußen war's besser, da strich über die Villa wenigstens ein Hauch von Freiheit, aber er mußte dann mit den Eltern zusammensitzen! Na, wenn der Vater heute abend wieder so schlechter Laune war, wie heute morgen im Kontor, dann war's gräßlich! Dann war es doch besser, sich in Berlin irgendwo Gesellschaft zu suchen. Wenn nur der Tennisanzug nicht wäre! Der hinderte. Unschlüssig stand er noch, da sah er im Gewühl der Menge, die jetzt nach Geschäftsschluß und Feierabend wie ein langer

eilender Wurm sich durch den Bahnhofeingang schlängelte, und sich rechts und links die Treppen hinan spaltete, unter einem in die Stirn gerückten weißen Matrosenhütchen mit blauem Samtband ein blondes Haar aufleuchtete, das ihm bekannt vorkam. Es war ein schönes, helles, seidiges Haar, glatt und glänzend; anscheinend läßig, aber doch mit vieler Sorgfalt in einen mächtigen Knoten gedreht. Und nun erkannte er unterm Strohhütchen die blauen Augen und das kecke Näschen. Frida Lämke! Ah, wie lange hatte er die nicht gesehen! Hundert Versäumnisse fielen ihm ein. Wie wenig mehr hatte er sich um die guten Leute gekümmert! Das war recht schlecht! Und auf einmal war ihm, als hätte er sie immer, alle die Zeit her vermißt. Mit einem Satz, wie ein ungestümer Junge, nicht achtend, daß er hier auf ein Kleid trat und da einen in die Seite rempelte, war er neben ihr.

„Frida!“

Sie fuhr ein wenig zusammen: wer redete sie denn so dreist an?!

„Tag, Frida! Wie geht's dir?“

Sie erkannte ihn erst nicht, aber dann erötete sie und spitzte den Mund. Was war der Wolfgang für ein Herr geworden! Und sie antwortete, ein bißchen schnippisch, ein bißchen geziert: „Gut! Geht's Ihnen auch gut?“ lachte und warf den blonden Kopf in den Nacken.

Er wollte nichts davon hören, daß sie „Sie“ zu ihm sagte. „Unsinn, Frida, was fällt dir ein?“ Und war so herzlich, so ganz wieder der Wolfgang von früher, daß sie sich rasch in ihn hineinfand. Sie ließ ihre Ziererei ganz fahren. Als wäre nicht fast ein Jahr vergangen, seit sie zuletzt miteinander gesprochen hatten, so gingen sie vertraulich nebeneinander her.

„Ein junges Liebespärchen“, dachte manch einer, der sie streifte, als sie an den Büschen des Tiergartens entlang schlenderten. Sie hatten ihren Zug fahren lassen, er hatte so wie so keine Eile nach Hause, und so gingen sie immer tiefer hinein in das grüne, schon nächtliche Dunkel, in dem selbst sein heller Tennisanzug und ihre helle Bluse unkenntlich verschwammen. Die Nachtigallen waren längst verstimmt; man hörte ab und zu nur leises Mädchenausflachen wie ein Girren und gedämpftes Flüstern von Bärchen, die man nicht sah. Auf den Bänken, die im Dunkel standen, räunte es, es rasselten Sommerkleider, es leuchteten wie Glühwürmchen brennende Zigarren auf, alle Sitz-

auf die man zutappte, waren besetzt; es war unendlich schwül im Park.

Wolfgang und Frida sprachen von Frau Lämke. „Sie ist immer frank, hat schon so viel gedoktert“, sagte das Mädchen, und dabei bebte eine aufrichtige Betrübnis in seinem Ton. Es tat Wolfgang sehr leid. —

Als Frida heute abend ganz außergewöhnlich spät heimkehrte — das Haus war längst verschlossen, Frau Lämke hatte sich schon geängstigt und wußte nicht, wie sie die Bratkartoffeln warmhalten sollte — fiel sie der Mutter um den Hals: „Mutter, Mutterken, zanke nicht!“ Und dann sprudelte sie heraus, daß sie dem Wolfgang begegnet wäre: „Wolfgang Schlieben, du weißt doch! Der war so nett — nee, Mutter, du kannst dir jar nich denken, wie nett er war! Nich 'n bißchen stolz! Und er fragte gleich nach dir, und als ich ihm sagte, du hättest's mit'n Magen und mit'n Nerven, da tat ihm das so leid. Und er sagte: Mutter muß mal 'raus in der schönen Sommerszeit, und jah mir der Schein, hier, siehste, 'nen grünen Schein — ich wollt ihn durchaus nich nehmen, was soll'n denn wohl die Leute von denken?! — aber er jing so mit Gewalt, er hatt'n mir in die Hand jestopft, ich hätte schreien können, so hat er mir die Finger auseinandergebogen — biste böse, Mutter, daß ich ihn jenommen habe? Ich wollte nicht, ich wollte wahrhaftig nich! Aber er sagte: „Es ist doch für deine Mutter!“ Und sei doch vernünftig, Frida!“ Frida weinte fast vor dankbarer Rührung.

Frau Lämke nahm's ruhiger: „Nu wer ich vielleicht nach Eberswalde fahren bei meinen Bruder oder an Ende bei meine Schwester ins Riesenjebirge! Un ich jebe für'n paar Wochen de Reinemachstellen uf, det wird mir riesig jut tun. Der jute Junge, das 's scheen von ihm, daß er an seine alte Freundin denkt — na, er kann's ja noch, was sind fufzig Mark für so einen?!“

Wolfgang war, als er Frida bis an ihre Haustür gebracht hatte, langsam weitergeschlendert, den Tennisschläger unterm Arm, die Hände in den Taschen der weiten Hosen. Über ihm spannte sich ein reichgestirnter Nachthimmel, unendlich freundlich blinkten goldene Augen zu ihm nieder; alles Räderrollen war verstummt, keine Spaziergänger in großen Trupps wirbelten mehr den Staub der Straße auf. Was die hin und wieder rollenden Sprengwagen des Tages nicht vermocht hatten, das hatte jetzt der Tau der Nacht getan. Der lose Sand war ge-

löscht, eine kührende Frische stieg vom Boden auf, Bäume und Büsche dufteten nach Grün; von Gartenbeeten, im Dunkel versunken, stiegen Blumengerüche auf. Wolfgang atmete mit Wohlgefühl, leise pfiff er; eine friedvolle Freudigkeit war in ihm: nun war es doch gut, daß er sich nicht mehr in Berlin umhertrieb! Es war so nett gewesen mit Frida, wie gut hatte er sich mit ihr unterhalten — und dann — es machte ihm wirklich ein riesiges Vergnügen, Mutter Lämke ein wenig unter die Arme greifen zu können!

So recht im Innersten vergnügt kam er zu Hause an.

„Die Herrschaften haben längst abgegessen“, erlaubte sich Friedrich mit einem gewissen Vorwurf zu bemerken — der junge Herr war denn doch gar zu unpünktlich!

„Na, wenn schon,“ sagte Wolfgang. „Sagen Sie der Köchin, sie soll mir rasch noch was machen, ein Rotelett oder Beefsteak, oder was gab's denn sonst heute abend? Ich habe 'nen Mordshunger!“

Friedrich sah ihn ganz verdutzt an: jetzt noch, um halb elf noch? Das war doch Herrn Schlieben oder der gnädigen Frau noch nie eingefallen, so etwas zu verlangen — warmes Abendbrot noch, um halb elf Uhr?! Er stand zögernd.

„Na, wird's bald“, sagte der junge Herr über die Schulter hinweg und ging ins Esszimmer hinein.

Da saßen die Eltern — beide lasen — noch am Tisch, aber der Tisch war leer.

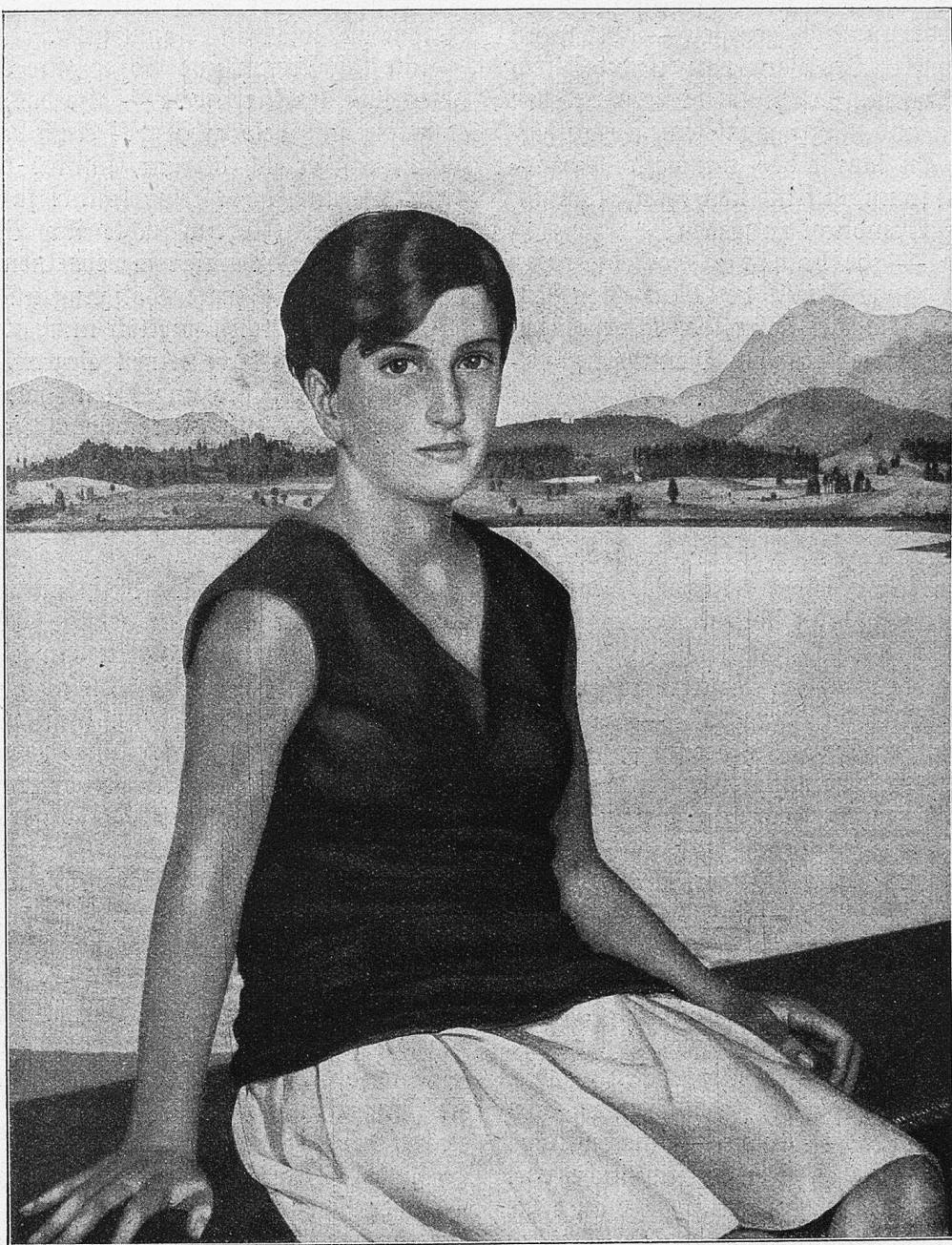
„Guten Abend“, sagte der Sohn, „schon abgedeckt?“ Aus seinem Ton klang laut die Verwunderung.

„Na, da bist du ja!“ Der Vater nickte ihm zu, aber sah dabei nicht auf, er schien von seiner Lektüre ganz in Anspruch genommen. Und die Mutter sprach: „Sezt du dich noch ein wenig zu uns?“

Dem jungen Menschen fröstelte auf einmal. Draußen war's wohlig warm gewesen, hier innen fühl.

Und dann war es eine Weile ganz still, bis Friedrich mit einem Tablett hereinkam, auf dem, neben dem Gedeck, nur ein wenig kaltes Fleisch, Brot, Butter und Käse zu sehen waren. Es fiel Wolfgang auf, wie laut er klapperte; für gewöhnlich servierte das Hausmädchen. „Wo ist denn Marie?“

„Zu Bett!“ sagte die Mutter kurz.



Mädchenbildnis. Von Herbert v. Rehberg-Hanisch.

„Schon?!" Wolfgang wunderte sich im stillen darüber. Horch, da schlug eben drüben die Pendule in Mutters Zimmer — elf?! Wirklich schon elf Uhr?! Da konnten sie aber machen, daß er etwas zu essen kriegte, der Magen schrumpfte ihm ja ordentlich zusammen vor Hunger! Er sah unverwandt nach der Tür, durch die Friedrich wieder verschwunden war: gab's nun bald was?!

Er wartete.

„So is doch!“ Die Mutter rückte ihm das Schüsselchen mit kaltem Fleisch näher.

„Warum isst du denn nicht?“ fragte der Vater plötzlich.

„Oh, ich warte ja noch!“

„Es gibt nichts andres mehr“, sagte die Mutter, und ihr Gesicht, das unendlich abgespannt aussah, wie das eines Menschen, der lange und vergeblich gewartet hat, rötete sich schwach.

„Nichts andres — nichts mehr — wieso denn?!" Der Sohn sah außerordentlich enttäuscht drein, sah von der Mutter auf den Tisch, aufs Büfett und dann wie suchend im Zimmer umher.

„Habt ihr denn nichts andres gegessen?!"

„Ja, wir haben andres gegessen — aber wenn du nicht kommst!“ Der Vater runzelte die Stirn, und nun sah er zum erstenmal heute abend den Sohn voll an und maß ihn mit einem ernsthaften Blicke. „Du kannst doch unmöglich verlangen, wenn du so unpünktlich nach Hause kommst, noch warmes Abendbrot zu finden?“

„Aber ihr — ihr braucht ja doch deswegen nicht“ — der junge Mensch verschluckte den Rest — es wäre ihm ja viel lieber, die Eltern säßen nicht da und warteten auf ihn, Dienstboten würden schon ihre Schuldigkeit tun!

„Meinst du vielleicht, die Dienstboten brauchen keine Nachtruhe?“ fragte der Vater, als hätte er diese Gedanken erraten. „Die Mädchen, die den ganzen Tag in der Küche gesteckt haben, wollen abends auch Schlaf machen. Daraum mußt du schon früher kommen, wenn du mit uns essen willst. Im übrigen wird es einem jungen Menschen wohl nichts schaden, wenn er abends mal mit einem Butterbrot vorlieb nimmt. Übrigens du, der du“ — er hatte eigentlich sagen wollen: „Du, der du so gut zum Mittag isst“ —, aber nun reizte ihn die Miene des jungen Menschen, in der so viel maßloses Staunen lag, und er sprach laut, ganz gegen seine Gewohnheit heftig, heftiger, als er's je im Sinn gehabt hatte: „Du — bist du etwa berechtigt, solche Ansprüche zu machen? Wie kommst du dazu, gerade du?!" Eine Bewegung Rätes, ein Rauschen ihres Kleides erinnerten ihn an ihre Gegenwart, und er fuhr gemäßigter fort, aber mit einem gewissen ärgerlichen Hohn: „Lebstest du etwa so viel? Zwei Stunden vormittags im Kontor — knapp —, nachmittags eine Stunde — ja, das ist eine erstaunliche, eine kolossale Tätigkeit, die große Ansprüche an deine Kräfte stellt! Eine ganz besondere Verpflegung erheischt, in der Tat! Nun, was denn, was?!"

Wolfgang hatte etwas sagen wollen, aber der Vater ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Sehe erst eine bescheidene Miene auf, und dann rede! Junge, ich sage dir, wenn du Braumüller noch einmal um Geld angehest!“

Da, da war es heraus! All das diplomatische Fragen und Aushorchen wollen war im Ärger vergessen. Schlieben fühlte sich förmlich erleichtert, nun er sagen konnte: „Das ist ja eine unerhörte Sache! Es ist eine Schmach für dich und — für mich!“ Die erregte Stimme war leiser geworden, bei den letzten Worten erstickte sie in einem Seufzer. Der Mann stützte den Arm auf

den Tisch und den Kopf in die Hand; man sah es ihm an, wie nah es ihm ging.

Räte saß stumm und blaß. Ihre Augen öffneten sich schreckhaft weit — also das, das hatte er getan, sich Geld geborgt? Auch das?! Nicht allein, daß er sich betrank, sinnlos betrank — auch das, auch das?! Es konnte ja gar nicht sein — nein! Flehend suchte ihr Blick Wolfgangs Gesicht: er mußte ja verneinen!

„Aber, Papa,“ sagte Wolfgang und versuchte zu lächeln, „ich weiß wirklich nicht, wie du mir vorkommst! Ich habe deinen Sozius, der mir's übrigens mal selber angeboten hat, der mir überhaupt sehr entgegenkommend ist, um 'ne kleine Gefälligkeit gebeten. Ich wollte es ihm gerade wieder schicken —“ er lugte von der Seite den Vater an: wußte der, wieviel? — „morgen schicke ich es ihm!“

„So, morgen!“ Es lag Misstrauen in Schliebens Ton, aber doch eine gewisse Beruhigung, er wollte ja so gern das Beste von seinem Jungen annehmen. „Was hast du noch für Schulden?“ fragte er. Und dann kam plötzlich die Furcht über ihn, daß dieser junge Mensch da ihn hinterging, und in der Angst vor einer Riesenverantwortlichkeit, die er sich auferlegt hatte, sagte er härter, als es eigentlich seine Absicht war, viel härter, als es sich mit seinem Herzen vertrug: „Ich würde dich züchtigen wie einen nichtsnußigen Buben, wenn ich's erführe! Meine Hand von dir abziehen — sieh, wie du fertig wirst! Pfui, Schulden, ein Schuldenmacher!“

Räte sah immerfort ihren Mann an, so hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie wollte rufen, ihn unterbrechen: „Du bist so streng, viel zu streng, so schneidest du ihm ja jedes Geständnis ab!“ — aber sie brachte nichts heraus. Sie verstummte unter der Last der Befürchtungen, die über sie her stürzten. Voll verzehrender Unruhe hingen ihre Blicke an dem jungen Gesicht, das bleich geworden war.

Wolfgangs Lippen zuckten, es arbeitete in ihm. Er hatte sprechen wollen, schon angefangen dazu, es einzugehen, daß er mehr verbraucht, als er gehabt hatte. Wäre der Vater nur nicht immer so riesig korrekt! Liebe Zeit, es ist eben nicht zu vermeiden, daß man die Hände voll Geld aus den Taschen zieht, wenn man's dazu hat! Hier denen, denen sagte er nur zu ungern davon! Sie waren ja im Grunde gute Leute, aber sie hatten eben gar keine Ahnung! Gute Leute —? Nein, das waren sie denn doch nicht!

Nun kam die Empörung. Wie konnte der Vater sich's einfallen lassen, ihn so anzufahren, ihn abzufanzeln in solchem Tone? Wie einen Verbrecher! Und sie, warum starnte sie ihn denn so an mit Blicken, in denen er etwas wie Verachtung zu lesen glaubte?! Nun, so wollte er sie denn doch noch mehr entsetzen, ihnen ins Gesicht schleudern: „Natürlich hab' ich Schulden, was ist denn dabei?“ Aber mitten in der Hitze kam ihm die kühle Berechnung: wie hatte der Vater gesagt? — „ich würde die Hand von dir abziehen“ — ?!

Wolfgang bekam auf einmal einen großen Schrecken: den hier brauchte er, den hier konnte er doch nicht entbehren! Und so raffte er sich denn auf in schnellem Umschwung: nur nichts eingestehen, nur sich nicht verraten! Er sagte, vom trockigen Aufbrausen hinübergleitend zur glatten Kühle: „Ich weiß nicht, warum du dich so aufregst, Papa! Ich habe ja keine!“

„Wirklich keine?“ Ernst fragend sah ihn der Vater an, aber aus dem Ernst leuchtete schon die frohe Hoffnung.

Und als der Sohn erwiderte: „Nein!“ da streckte er ihm die Hand über den Tisch hin: „Das freut mich!“

Sie waren diesen Abend sehr nett gegen ihn. Wolfgang empfand es mit Genugtuung: nun ja, sie hatten ihm ja auch was abzubitten! Er ließ sich verwöhnen.

Der Vater war froh, förmlich erleichtert, daß nicht noch andres, Schlimmeres zutage gekommen war, und die Mutter hatte, zum ersten Male seit langen Wochen, die Empfindung, als könne sie den jungen Menschen da doch wieder lieb haben. Ihre Stimme hatte, wenn sie zum Sohne sprach, wieder etwas von dem alten Klang. Und sie sprach viel zu ihm, es war ihr ein Bedürfnis. In all den Wochen hatte sie nicht so viel mit ihm gesprochen. Jetzt war ihr, als wäre ein Quell in ihr zugemauert gewesen, als müßte sich der jetzt ergießen. Er hatte keine Schulden gemacht! Gott sei Dank, er war doch nicht ganz so schlimm! Jetzt tat es ihr leid, daß sie, verdrossen über sein zu spätes Nachhausekommen — Umhertreiben hatte sie's bei sich genannt —, die Dienstmädchen zu Bett geschickt und kein ordentliches Abendbrot mehr für ihn hatte. Hätte sie sich nicht vor ihrem Mann gescheut, so wäre sie hinab in die Küche gegangen, hätte selber versucht, ihm noch etwas Besseres herzurichten.

„Bist du auch satt geworden?“ fragte sie ihn leise.

„Na, es geht!“ Er fühlte sein Übergewicht.

Schlieben legte heute seine Zeitung beiseite. Auf das höfliche „Willst du nicht lesen?“ des Sohnes schüttelte er abwehrend den Kopf: „Nein, ich habe schon den ganzen Abend gelesen!“ Auch er fühlte das Bedürfnis, ja, die lebhafte Verpflichtung, sich freundlich mit dem Sohne zu unterhalten, wenn er auch fand, daß Räte wieder entschieden des Guten zuviel tat. So sich um den Jungen zu bemühen brauchte sie denn doch nicht, unrecht getan hat er auf alle Fälle, die Sache mit Braumüller war nicht zu vergessen, offen hatte er kommen müssen — aber freilich, freilich, es war im Grunde nur eine Dummheit, eine Sache, wie sie unter hundert Fällen neunzigmal vorkommen mochte!

Schlieben beschloß, vom nächsten Ersten ab das Monatsgeld des Sohnes um hundert Mark zu erhöhen. Dann war es doch gewiß reichlich bemessen, ein Nichtauskommen und Verheimlichen war dann ein für allemal ausgeschlossen!

Es war schon weit nach Mitternacht, als Eltern und Sohn sich endlich trennten. Mit einem lange nicht mehr bekannten Wohlgefühl streckte sich Räte in ihrem Bett: heute würde sie bald einschlafen, heute würde sie nicht mehr so lange liegen müssen und auf den Schlaf harren, heute war sie so befriedigt, so beruhigt, so still in sich. Es war ja alles nun auf besserem Wege, es würde am Ende doch noch alles gut werden! Und leise flüsterte sie zu ihrem Mann hinüber: „Du — Paul!“ Er hörte sie nicht, er war schon im Einschlafen. Da raunte sie eindringlicher: „Du, Paul!“ Und als er sich regte, sagte sie weich: „Paul, bist du mir böse?“

„Böse? Aber warum denn?“

„Ach, ich meinte nur!“ Sie mochte es nicht erklären, es tat ja wohl auch nicht not, hatte sie doch das Gefühl, als empfände auch er's, daß nun auch zwischen ihnen beiden alles wieder besser, schöner, inniger und einiger sich gestalten würde. Ach ja, wenn sie sich mit ihm — mit dem Sohn — besser fanden, dann fanden auch sie beide sich wieder!

Eine heiße Sehnsucht nach den Tagen der Liebe überkam die alternde Frau. Sie schämte sich vor sich selber, aber sie konnte es nicht lassen, sie langte nach dem Nebenbett: „Gib mir deine Hand, Paul!“

Und als sie im Dunklen tastete und suchte,

begegnete sie seiner auch suchenden Hand. Ihre Hände legten sich ineinander.

„Gute Nacht, lieber Mann!“

„Gute Nacht, liebe Frau!“

So schließen sie ein.

Wolfgang stand am Fenster seiner Stube, sah hinaus ins Dunkel, daß alle Sterne verhüllte, und hörte das Brausen eines fernen Windes. War die Nacht so bekommnen, oder war nur ihm so unerträglich schwül? Ein Gewitter schien sich aufzuziehen. Oder war es nur eine innere Unruhe, die ihn so belästigte? Was war es denn, das ihn so quälte?!

Er glaubte sich kaum je in einer unangenehmeren Stimmung befunden zu haben. Er ärgerte sich über den Vater, ärgerte sich über die Mutter — wenn sie nicht wären, wie sie eben waren, wenn nicht alles so wäre, wie es eben war, dann hätte er nicht zu lügen brauchen, nicht zu heucheln! Er ärgerte sich über sich selber. Ach, dann wäre ihm jetzt wohl leichter, viel freier! Im Unwillen zog er die Stirn zusammen; eine jähre Sehnsucht nach etwas, das er nicht zu benennen wußte, machte ihn erbeben. Was wollte er denn, nach was verlangte er denn? Ja, wenn er das selber wüßte!

Er seufzte laut auf und streckte die Arme mit den kräftigen Fäusten hinaus in die Nacht. So eng, so eng! Wenn er doch noch der Junge wäre, der hier einmal aus dem Fenster, ja, aus diesem Fenster — er beugte sich hinaus und maß die Höhe — hinausgeflettert war, fortgerannt war, heidi, ohne Fragen wohin, immerzu gerannt war, einfach ins Blaue, ins Weite hinein. Das war prachtvoll gewesen, ein seliges Laufen!

Und immer weiter beugte er sich hinaus; der Nachtwind raunte, das war wie eine lockende Melodie. Er zitterte vor Begier. Er konnte sich nicht losreissen, er mußte am Fenster stehenbleiben und lauschen. Das säuselte in der Nacht, das rauschte in den Bäumen, das schwoll und schwoll, wuchs und wuchs. Das Säuseln wurde zum Sausen.

Er vergaß, daß hier eine Stube war und hier ein Haus und hier Eltern, die gern schlafen wollten, er stieß einen Ton aus, einen lauten Ruf, halb ein Juchschrei: da draußen war's gut, ha! —

Sturm. Der plötzlich aufschauende Gewitterwind pustete ihm ins Haar und sträubte es ihm um die Schläfen. Ha, wie kostlich das fühlte! Es war drinnen nicht auszuhalten, da war eine Dämpftheit, eine Enge. Ihm wurde so

ängstlich bang. Wie sein Herz hämmerte! Und die Unlust war groß: wie war das heute abend wieder unangenehm gewesen! Der Vater sagte, er hätte es ihm eingestehen müssen — natürlich, richtiger wäre es gewesen —, aber wenn der jetzt schon, nachdem die Sache doch eigentlich erledigt war, so drohte, was hätte er dann erst vorher gesagt? Nicht zum Aushalten war's, dies ewige Gegängeltwerden! War man etwa noch ein Kind? War man ein erwachsener Mensch, oder war man's nicht? War man der Sohn aus reichem Hause oder war man's nicht? — Nein, nicht! Man war's eben nicht!

Fern im Dunklen grüßte der Donner. Es zuckte plötzlich ein blendender Strahl — er war's eben nicht, nicht der Sohn, nicht der Sohn hier vom Haus! Sonst wäre alles anders! Wie, wußte er nicht — aber anders, oh, ganz anders!

Lange hatte Wolfgang nicht nachgedacht — die Tage waren zu reich an Berstreuung —, aber nun, in dieser dunklen, gewitterigen Nacht, in der er doch nicht schlafen konnte, mußte er denken. Was er immer von sich geschoben hatte, weil's ihm nicht angenehm war, was er ganz vergessen zu haben glaubte — vielleicht, weil er's gern vergessen wollte — das mußte er jetzt bedenken. Das, was so lange zurückgedrängt gewesen war, das brach jetzt durch, mit Macht, wie der Sturmwind, der plötzlich daherfuhr und die Wipfel der Kiefern beugte, daß sie niederknickten vor Angst. In das Brausen des Sturmes hinein hätte Wolfgang seine Stimme ertönen lassen mögen, viel lauter als der.

Er war wütend, ganz unvernünftig wütend, ganz ohne Überlegung wütend. Hei, wie das blitzte, krachte, grüßte, brauste und schnob! Das war ein Kampf — aber das war doch schön! Er hob sich auf den Zehen und gab die hämmernde Brust dem starken Wehen preis. Gleiche Lust hatte er kaum je empfunden, wie jetzt bei diesen Windstößen, die seine Brust wie mit Fauststößen trafen. Er warf sich ihnen entgegen, er fing sie förmlich auf mit seiner breiten Brust.

Und doch war bei der Lust eine Qual. Gegenüber diesem großen Gewitter, das ihm wurde wie ein Ereignis, dünkte ihn alles andere erbärmlich klein, und er selber mit. Da stand er nun, in Rock und Beinkleidern, die Hände in den Hosentaschen, klimperte mit dem losen Gelde, ärgerte sich darüber, daß er sich hatte abkanzeln lassen, und hatte doch nicht den Mut, alles von sich zu werfen, ganz zu tun, wie ihm beliebte.

Mit glühenden Augen folgte der junge Mensch dem gelben und blauen Zucken der Blitze, die den dunklen Wetterhimmel spalteten in schneidendem Bießzaub und die Welt übergossen mit Zauberlicht. Wer doch hinfahren könnte wie dort der Blitz! Der schoß zur Erde, riß ihr den Schoß auf und wühlte sich hinein!

Das junge Blut, dem die ungenügte Kraft in den Fäusten zuckte, die Kraft, die von keiner Arbeit verbraucht ward, ächzte laut auf. Wolfgang verwünschte auf einmal sein Leben. Ach, ganz wo anders müßte er sein, ganz wo anders leben, ganz wo anders! Und wenn er's da auch nicht so bequem hätte, nur fort von hier, fort! Das langweilte ihn hier ja so unsäglich. Das ekelte ihn an. Er atmete tief auf: ha, hätte man doch eine Arbeit, die man gerne tun möchte! Die einen so müde machte, daß man keinen andern Wunsch mehr hätte, als essen und dann schlafen. Lieber Tagelöhner als so einer, der auf dem Konторstuhl hockt, Zahlen sieht, immer lauter Zahlen, und Konten und Hauptbücher und Kassbücher — nur nicht Kaufmann, nein, das war doch noch das allergräßlichste!

Wolfgang hatte bis dahin noch nie mit Bewußtsein empfunden, daß er nicht zum Kauf-

mann taugte; jetzt wußte er's. Nein, er möchte das nicht, er konnte das nicht bleiben! Feder muß doch das werden, wozu er geboren ist!

Morgen schon wollte er es sagen — nein, er machte nicht mehr mit, er tat's nicht länger! Frei wollte er sein! Er bog sich wieder weit zum Fenster hinaus und witterte mit geblähten Nüstern wie ein dürfstender Hirsch gierig-lechzend nach dem feuchten Wohlgeruch, der der getränkten Erde entstieg.

Nach Donner und Blitz war der Regen gekommen und tränkte den verlangenden Boden und drang in ihn ein, ihm alle Poren mit Fruchtbarkeit füllend. Es rauschte und rauschte ohne Unterlaß, ging nieder in Strömen, als nähme des Flutens kein Ende.

In Wolfgang's Seele löste sich etwas; sie wurde weich.

„Mutter“, flüsterte er verträumt und streckte die heißen Hände aus, daß der kühle Regen sie badete. Streckte auch den Kopf ganz weit hinaus, hob das Gesicht mit den geschlossenen Augen aufwärts, daß fallende Tropfen die brennenden Lider fühlten, und die durstigen Lippen, weit geöffnet, die Tränen des Himmels einsogen wie kostlichen Wein. (Fortsetzung folgt.)

Berliner Pfingsten.

Heute sah ich ein Gesicht,
Freudevoll zu deuten:
In dem frühen Pfingstenlicht
Und beim Glockenläuten
Schritten Weiber drei einher,
Feierlich im Gange,
Wäscherinnen fest und schwer,
Sede trug 'ne Stange.

Lustig blies der Wind, der Schuft,
Falben auf und Büste,
Und mit frischer Morgenluft
Füllten sich die Brüste;
Und ich sang, als ich gesehn
Ferne sie entschweben:
Auf und laßt die Fahnen wehn,
Lustig ist das Leben!

Mädchen Sommerkleider drei
Flaggen von den Stangen,
Schön're Fahnen, stolz und frei,
Als je Krieger schwangen;
Frisch gewaschen und gesleift,
Tadellos gebügelt,
Blau und weiß und rot gesreift,
Wunderbar gesfügelt!

Gottfried Keller.

Die Karthause Ittingen.

Von Dr. Eduard Briner.

Es gibt in der Schweiz zahlreiche Klosteranlagen, die durch ihren baufäustlerischen Wert und ihre Kunstschatze berühmt geworden sind. An-

dere Klöster wurden ihrem ursprünglichen Zweck völlig entfremdet und auch in baulicher Beziehung stark umgestaltet, so daß sie heute für die